



»Eine Art heiliger Wahn«:
Abertausende pilgerten
Jahr für Jahr auf den
Bückeburg (Foto von 1934)

Zwischen Armenien und Ruanda

Worin besteht die
Singularität des Holocaust?

VON MICHA BRUMLIK

Es war eine fleghafte Provokation, als der Althistoriker Egon Flaig 2007 schrieb: »Wenn ich wissen will, in welcher Hinsicht etwas singular ist, dann komme ich nicht umhin zu vergleichen. Wer wird bestreiten, dass das Warschauer Ghetto singular war? Aber jede einzelne Kletterin meines Großvaters war es ebenso. Sogar der Rortz in meinem Taschenrechner ist singular.«

Unberechtigt indes ist die Frage nicht, was eigentlich gemeint ist, wenn von der »Singularität« des Holocaust die Rede ist, nicht selten mit mahndem Unterton. Zumal vor dem Panorama des 20. Jahrhunderts verlangt diese Frage nach einer Antwort. Sah es doch eine in der ohnehin an Grausamkeiten nicht armen Geschichte der Menschheit geradezu unwahrscheinliche Ballung von Leid, Tod und massenhaftem Mord.

Da sind die Abermillionen Toten des Stalinismus. Da sind die vielen Millionen Toten der chinesischen Revolutionen sowie der Klassenmord der Roten Khmer in Kambodscha an der eigenen Bevölkerung. Und da sind, an der Schwelle zum 21. Jahrhundert, die genozidalen Massaker im jugoslawischen Krieg sowie die Ermordung von bis zu einer Million Tutsi durch Teile der Hutu in Ruanda.

Die Aufzählung ließe sich erweitern: um den kolonialen Völkermord an Ovaherero und Nama in Deutsch-Südwestafrika, den Armeniergenozid im Osmanischen Reich, um den Vernichtungskrieg des faschistischen Italiens gegen Äthiopien und die Gasattaken Saddams Hussein gegen die irakischen Kurden und viele Schrecken mehr. Wer da von der Singularität des Holocaust spricht, muss – so viel ist Egon Flaig zuzugeben – die Kriterien für diese Zuschreibung aufweisen.

Infrage kommen das Ausmaß des Mordens, die Grausamkeit der Mordtaten sowie die Eigenschaften des Täterkollektivs.

Dass das Ausmaß des Mordens kein Kriterium sein kann, liegt auf der Hand: Nach allem, was die historische Forschung erwiesen hat, kamen unter Stalin und Mao deutlich mehr Menschen zu Tode als im Holocaust. Eher könnte man die besondere Grausamkeit der mörderischen Handlungen heranziehen, die totale Entwürdigung durch die Nummerierung der Opfer in den Vernichtungslagern – die allerdings schon in den Kolonialkriegen Vorläufer hatte. Vor allem jedoch ist zu fragen, wer die Verbrechen zu verantworten hatte.

In größtem Kontrast zum Holocaust, der ein Massenmord auch im Sinne einer immensen Zahl an Tätern war, steht in dieser Hinsicht der Demozid an rund zwei Millionen Kambodschanern zwischen 1975 und 1979. Verübt wurde er von einer kleinen Gruppe junger Dschungelkrieger, den Roten Khmer unter Führung einer Clique von Ideologen. Der bei der Niederschlagung des Ovaherero- und Nama-Aufstandes begangene Völkermord wurde 1904 von einem einzelnen militärischen Befehlshaber angeordnet – Lothar von Trotha – und ebenfalls von einem überschaubaren Täterkollektiv ins Werk gesetzt.

Anders verhielt es sich 1994 in Ruanda: Hier waren nicht nur Militär und Milizen, sondern auch Zivilisten beteiligt. Auch beim jungtürkischen Genozid an den Armeniern im Jahr 1915 war der Täterkreis größer: Neben der Bürokratie des Osmanischen Reiches waren es in den wandernden Konzentrationslagern türkische, kurdische und tscherkessische Freischaren, die den geplanten Genozid exekutierten.

Im Falle der »Politzide« in der Sowjetunion waren es die schizon von Lenin gegründete Geheimpolizei und später, unter Stalin, immer wieder unerwürgliche Parelleler, die Millionen von Opfern zu verantworten hatten. Demgegenüber sind die Mordtaten in China, etwa während der Kulturrevolution, vor allem agitierten, studentischen Massen zuzurechnen.

Im nationalsozialistischen Deutschland jedoch, einer der entwickeltesten und – ja – gebildetsten Gesellschaften, »arbeiteten« die führenden Schichten des Landes »dem Führer entgegen« (Jan Kershaw), vollzogen sie als Mitglieder »ganz normaler Organisationen« (Stefan Kühl) einen »historisch präzedenzlosen« (Yehuda Bauer) Massenmord.

Es ist genau diese Konstellation einander in ihren Effekten multiplizierender bildungsbürgerlicher Haltungen, autoritärer Charakterprägungen sowie gedankenlosen bürokratischen Selbstübertrums, die die Singularität des Holocaust ausmacht. Das lässt sich mit keinem Taschenrechner beiseitewischen.

Der Autor ist Publizist und Senior Professor am Zentrum Jüdische Studien Berlin-Brandenburg

Hier machten alle mit

Auf den »Reichserntedankfesten« am Bückeburg bei Hameln feierte die nationalsozialistische »Volksgemeinschaft«. Nun soll aus der vergessenen Propagandastätte ein Lernort werden – doch der Widerstand ist groß VON FRANK WERNER

Dürres, mageres Gras wächst am Bückeburg. Der Boden hat gelitten, als Männer des Arbeitsdienstes ihn traktierten, bis der Hang ebenmäßig abfiel und jeder die Hauptattraktion sehen konnte: Hitler in einem Meer jubelnder Menschen. Am Bückeburg bei Hameln haben die Nationalsozialisten die »Reichserntedankfesten« zelebriert, ein jährliches Schauspiel, das Hunderttausende anlockte und begeisterte. Neben den Parateagen in Nürnberg und den Maifesten in Berlin zählte es zu den größten Massenspektakeln des Regimes.

Nun, 80 Jahre später, soll eine Dokumentationsstätte darüber aufklären, mit welcher Inbrunst »Führer- und Volksgemeinschaft« an diesem Ort gefeiert wurden. Doch die Stimmen werden lauter, die dem Berg etwas anderes wünschen: dürres, mageres Gras, das über die Geschichte wächst. So ist ein Streit entbrannt, der seinerseits Erinnerungen weckt – an überwunden geglaubte Zeiten, in denen als Nestbeschmutzer galt, wer die NS-Vergangenheit dem Vergessen entreißen wollte. Die kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus sei Staatsraison, sie berge »kein Skandalisierungspotenzial«, schreibt Jens-Christian Wagner, Geschäftsführer der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, in einem gerade veröffentlichten Aufsatz. Wagner muss sich korrigieren: In Bürgerversammlungen zum Bückeburg schlägt den Planern often die Wut entgegen. Es sind vor allem Bewohner der benachbarten Gemeinde Emmertal, die Unterschriften sammeln und gallige Leserbriefe schreiben. Zu hören ist allerdings nicht die rostige Rhetorik rechter Geschichtswirrer. Die Gegner argumentieren eher, als wollten sie einen Windpark oder eine Umgehungsstraße verhindern: Das Vorhaben sei zu groß und zu teuer. Aufklären, unserer wegen – aber warum ausgerechnet hier?

Ja, warum? Weil sich, jenseits des Reichsparteitagsgeländes in Nürnberg, kaum ein anderer Ort so gut eignet, um die Faszinationskraft des Nationalsozialismus zu ergründen. Um zu dokumentieren, wie integrativ und mobilisierend die Idee der »Volksgemeinschaft« auf weite Teile der Bevölkerung wirkte.

»Ein bäuerliches Volksfest bisher ungehört Ausmaßes in der freien Natur« schwebte Propagandaminister Joseph Goebbels vor – mit Hitler als Gala-

nummer, Blut- und Boden-Mystik im Rahmenprogramm und Trachtenfolklore als Zugabe. Das Ganze mitten im urdeutschen Germanenland Niedersachsens, der Heimat Widukinds und Horst Wessels. Die Mischung verfiel. Zur Premiere am 1. Oktober 1933 kamen etwa 500.000 Menschen, bis 1937 kletterte die Zahl der Teilnehmer auf über eine Million. Und anders als auf den Reichsparteitagen, wo vor allem (männliche) Uniformträger der NSDAP und ihrer Gliederungen aufmarschierten, versammelten sich auf dem Bückeburg Männer und Frauen, Bauern und Stadtbewohner, Parteigänger und bloße Sympathisanten.

Gewiss, die NSDAP mobilisierte reichsweit für das Fest und ließ Sonderzüge nach Hameln fahren. Ohne die Bereitschaft der Bevölkerung aber ist die hohe Teilnehmerzahl nicht zu erklären. Wer auf den Bückeburg pilgerte, kam nicht als Zuschauer, sondern als Beteiligter; er wurde Teil der Inszenierung, die ohne Zuspruch der Massen kläglich gescheitert wäre.

Das Gelände hat Albert Speer gestaltet, eine gigantische Naturbühne, groß wie 25 Fußballfelder, von tausend Fahnenmasten umschlossen, von 80 Lausprechern beschallt. In dieser Arena wurde die »Volksgemeinschaft« zum Erlebnis. Sobald Hitler den Berg erklimmte, gab es kein Halten mehr: Eine »romantische Erregung, mystische Ekstase, eine Art heiliger Wahn« habe die Menschen und ihn selbst ergriffen, berichtete der – als Claqueur eher unverdächtig – französische Botschafter André François-Poncet.

Aus solcher Leidenschaft konnte Loyalität erwachsen. Unter Historikern wird in jüngster Zeit darüber diskutiert, ob der Nationalsozialismus »möglichlich vor allem als »Erlebnisangebot« verlockte, ob die Macht der Gefühle wichtiger war als ideologische Gefolgschaft oder materielle Anreize. Auf die »Reichserntedankfesten« trifft dies eindeutig zu: Der Eindruck von Erhabenheit und Grandiosität prägte sich so tief ein, dass Besucher noch Jahrzehnte später ins Schwärmen gerieten. Was keinen Platz in der Erinnerung fand: Während der Feste wurde Hamelner Sozialdemokraten in »Schutzhaft« genommen, jüdische Geschäftsleute mussten ihre Läden schließen. Auch durch die Verfolgung der »Staatsfeinde« formierte sich die »Volksgemeinschaft«.

Der Ablauf des Festes blieb über die Jahre gleich: Mittags kündigten Salutschüsse Hitlers triumphalen »Weg durchs Volk« an, den Höhepunkt der Liturgie. Die Rede des »Führers« leitete das Finale ein. In der Zwischenzeit wurden Trachtenzüge aufgeführt und Lieder gesungen, man übergab die Erntekrone – und zeigte militärische Manöver.

Deren Charakter allerdings wandelte sich erheblich. Auf die eher bescheidenen Reitervorführungen der ersten Jahre folgte 1935 eine Waffenschau der Wehrmacht, in den bäuerlichen Schein des Festes als Farce entlarvt: Die »Volks-« sollte sich als

»Kampfgemeinschaft« verstehen. Tausende Soldaten, unterstützt durch Panzer und Flugzeuge, simulierten einen Sturmangriff auf das eigens errichtete »Bückeburg« und machten die Hausatruppen dem Erdboden gleich. »Schlacht der Zukunft«, kommentierte die Hamelner »Deister- und Westzeitung« Das Blatt behielt recht: 1938 wurde das »Reichserntedankfest« kurzfristig abgesagt, weil die Wehrmacht die Sonderzüge für Truppentransporte benötigte. Einen Tag vor dem geplanten Fest marschierten deutsche Soldaten in die tschechischen Grenzgebiete ein.

Heute lässt sich diese Vergangenheit am Bückeburg nur noch erahnen. Erst auf den zweiten Blick ist der ebene Platz zu erkennen, an den Rändern aufgeschüttet, in der Mitte durchzogen von einem schmernden Dammbau, dem erhöhten Mittelweg, den Hitler entlangschritt. Das Gelände ist weitgehend unberührt geblieben, nur oben auf dem Berg wächst ein kleines Wäldchen. Die Gemeinde Emmertal hat es vor Jahrzehnten anpflanzen lassen. Es sollte die Betongrippe verbergen, auf denen einst die Ehrentribüne für 3000 Gäste stand. Nichts sollte mehr an die Geschichte des Ortes erinnern.

Geht es nach Bernhard Gelderblom, einem Historiker aus Hameln, dann ist die Zeit des Vergessens nun vorbei. Für den pensionierten Geschichtslehrer ist die Aufklärung über den Bückeburg zur Lebensaufgabe geworden. Jahrzehntelang hat er geforscht, gesammelt, veröffentlicht, eine Ausstellung konzipiert. Vor mehr als sechs Jahren konnte er den ersten Erfolg verbuchen: Nach zähen Diskussionen hat das Land Niedersachsen den Berg unter Denkmalschutz gestellt. Allzu oft hatte die Emmertaler Familienhäuser zu bauen.

Mit Unterstützung des SPD-Landrates und des Hamelner Kreisrates, der im März über das Projekt entschied, soll nun der Dokumentations- und Lernort entstehen. »Behutsam und sensibel, ohne den Berg zu dominieren«, sagt Gelderblom. In den Entwürfen führen Graswege über das Gelände, Infotafeln sollen dem Landkreis »lesbar« machen, ein schmaler Steg soll die Fundamente der Ehrentribüne erschließen. Nur an einer Stelle wagt das Konzept eine Provokation. Wo einst die Rednertribüne stand, soll ein vier Meter hoher Schriftzug auftragen: »PROPAGANDA«.

Dass sich daran (»Sieht aus wie in Hollywood«) die Geister scheiden, dürfte die Planer kaum überrascht haben. Inzwischen ist der Schriftzug so gut wie Makulatur: Die Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, die das 450.000-Euro-Projekt gemeinsam mit dem Landkreis Hameln-Pyrmont und weiteren Förderern finanzieren will, hält die Wortwahl für falsch, weil der Begriff »Propaganda« die Beteiligung der Bevölkerung unterschlägt. Am kategorischen Nein aus den Nachbarorten ändert das nichts. »Wir prallen gegen eine Mauer aus Wut«, sagt Gelderblom.

Einer der Wütenden ist Karl-Otto Gericke, ein Kiesunternehmer aus Hagenohsen, dem 500-Seelen-Dorf am Fuß des Bückeburgs. Warum er das Projekt ablehnt? Er liest von dem Blatt ab, mit dem die Gegner Unterschriften sammeln: »Informationstafeln zur Vergangenheit des Reichserntedankfestes« seien »richtig und wichtig«. Aber nicht in dieser »unverhältnismäßigen Dimension«. Das Geld solle man besser in Schulen stecken. Und überhaupt: »Die Erntedankfeste sind im Hamelner Museum aus-

reichend dokumentiert.« Sein Vater habe Baumaterial für die Ehrentribüne geliefert, erzählt Gericke. Er selbst war als Kind rodeln am Bückeburg. Heute wohnt er nur einen Steinwurf vom alten Festplatz entfernt. In gewisser Weise ist ihm der Berg heilig, er will ihn bewahren – vor Verschandelung, vor übermäßiger Bekanntheit, vor Neonazis auf der Suche nach einem Wallfahrtsort. Auf keinen Fall möchte er als Wortführer des Widerstandes »in die rechte Ecke gestellt werden«: »Wir alle hier wollen das Projekt nicht, und wir alle sind vernünftige Bürger«, sagt er. Es stört ihn aber auch nicht, dass sich im Gemeinderat die AfD zum Sprachrohr des Protests gemacht hat.

Zu groß, zu teuer: Jens-Christian Wagner, Niedersachsens oberster Gedenkstättenhüter, hält den Refrain der Verhinderer nicht nur für vorgelesen. Dass die Aufarbeitung der NS-Geschichte dem Kalkül nüchterner Betriebswirtschaft entgegenwärt, dass sei erinnerungspolitisch ein neuer Zugschlag, sagt er. Und so komme in der Hamelner Debatte nicht nur der »alte Abwehrreflex« ans Licht, sondern auch eine gehörige Portion neuen Desinteresses, vor allem bei den Jüngeren: »Der Sinn für die Notwendigkeit, sich mit der NS-Zeit auseinanderzusetzen, ist abhandengekommen.«

Wohin es führt, wenn Geschichtsarbeit zum reinen Rechenezempel wird, hat die Stiftung niedersächsische Gedenkstätten vor wenigen Wochen in der Stadt Bergen erfahren. Dort hatte der neu gewählte Rat ein Projekt beauftragt, das eigentlich längst beschlossen war: In der Nähe des ehemaligen Konzentrationslagers Bergen-Belsen sollte eine internationale Begegnungsstätte errichtet werden. Obwohl der Bund eine Förderung in Höhe von 3,6 Millionen Euro bewilligt hatte, zweifelte die Stadt an der Wirtschaftlichkeit des Vorhabens und lehnte eine Beteiligung ab.

Erinnerungspolitisch gehören Bergen-Belsen und der Bückeburg zusammen: »Wer über die Verbrechen spricht, muss auch über die Bereitschaft in der Bevölkerung sprechen, mitzumachen«, sagt Wagner. Doch offenbar fällt das eine leichter als das andere. Wäre der Bückeburg ein Tatort, ein Ort der Trauer – wahrscheinlich gäbe es längst ein Dokumentationszentrum. »Friede, Trauer, Eierkuchen« nennt Wagner die ritualisierte Betroffenheit an Gedenktagen wie dem 27. Januar. Unbequemter ist es, sich mit Orten wie dem Bückeburg zu beschäftigen. Unweigerlich führt die Massenfeier vor Augen, wie tief der Nationalsozialismus in die Gesellschaft eingedrungen war: bis in ihre »vernünftige« bürgerliche Mitte.